

Von den Gänsen Kierkegaards ...

Eine katholische Zwischenbilanz*

Walter Kern SJ, Pullach bei München

Kierkegaard¹ erfand die folgende Geschichte, und vielleicht hat er sie an einem 1. Januar erfunden. Gesetzt den Fall, so schreibt er, die Gänse könnten sprechen, so würden sie gewiß auch ihre eigenen Gottesdienste halten; sie kämen jeden Sonntag zusammen, und ein Gänserich würde predigen. Der wesentliche Inhalt seiner Predigt wäre etwa dieser: Schaut, was für eine hohe Bestimmung haben doch die Gänse, was für ein hohes Ziel hat ihnen der Schöpfer gesetzt! Mit ihren Schwingen können sie in entfernte Länder, an gesegnete Gestade fliegen, wo sie eigentlich zu Hause sind. Zu überaus Großem sind sie berufen.... Die Gänse säßen ganz still und unbeweglich, zu den schönsten Stellen der Predigt würden sie ein wenig mit dem Kopf nicken und nach dem Gottesdienst noch ein bißchen darüber schnattern. Aber eines, eines würden sie in ihrem gesunden, guten Werktagsverstand ganz bestimmt nie und nimmer tun: sie würden nicht fliegen. Denn das wissen sie ganz genau: daß eine Gans nicht zum Fliegen da ist, und daß, würde sie recht hoch hinaus wollen dabei, dies ein böses Ende nähme. Fliegen also würden die Gänse nicht. Sie würden es nicht einmal versuchen, ihre Flügel zu rühren. Das nicht. Und so kämen sie Sonntag um Sonntag zur Predigt; still und unbeweglich, nikend, schnatternd – und nicht fliegend. So bis an ihr Lebensende. Und auch die Geschichte ist damit zu Ende. – Was haben Kierkegaards Gänse mit dem Beginn eines neuen Jahres zu tun?

Der Jahresbeginn gilt verständlicherweise als Anlaß des Rückblicks und der Vorschau. Man zieht Bilanz. Bilanz zu ziehen ist nun gewiß eines jeden höchst persönliches Geschäft. Und es ist dabei nicht abwegig, sondern gar unumgänglich, den rechten Ausgleich zu bedenken zwischen den verschiedenen Dimensionen, Bereichen, Umkreisen des eigenen Lebens und Wirkens: zwischen Familie, Beruf, politischem Engagement, sozialer Verantwortung und schließlich auch dem religiös-kirchlichen Sektor. Nur über diesen letztgenannten Lebensbereich soll hier etwas gesagt werden auf eine allgemeine Weise. Es sollen Koordinaten eingezogen werden, welche die Orientierung erleichtern in der Situation der katholischen Kirche heute – heute, d. h. hinter 1968 zurück und wohl auch über 1969 hinaus, in der „nachkonkiliaren Ära“. Diese Entwicklungstendenzen in unserer

* Der „Sitz im Leben“ dieser Seiten: Predigt in St. Michael München, am 1. 1. 1969.

¹ Nach W. Lowrie, *Das Leben Søren Kierkegaards*, Düsseldorf-Köln 1955, 208.

Kirche führen nun aber zurück zu den – Gänsen Kierkegaards. Denn es möchte scheinen, daß die Gänse des Kirchenbetriebs – mit denen der herbe Kritiker der dänischen lutherischen Landeskirche seiner Zeit (um 1850) Vorsteher und Kirchenvolk verglich –, daß diese Gänse heute nicht mehr so unbeweglich stille sitzen, kopfnicken und ein wenig schnattern, sondern daß sie zu fliegen versuchen. Sie regen ihre Flügel! Zwar ist der Flug der Kirche unserer Zeit nicht der eines kühnen Adlers. Aber die Flügel des kirchlichen Geflügels röhren sich. In Flugrichtung größerer Freiheit und stärkerer Gemeinschaft. Das sind die beiden Entwicklungstendenzen in der katholischen Kirche von heute, die der Orientierung dienen sollen.

Daß die katholische Kirche im Aufbruch zu *mehr Freiheit* begriffen ist, läßt sich an dem einen oder andern Faktum ablesen. Wer unbedingt nicht per Sarg zur Grube fahren will, kann für Feuerbestattung optieren. Niemand ist mehr vonseiten der Kirchenbehörde festgelegt auf die katholische Bekenntnisschule oder auf eine bestimmte politische Partei. Für die Messe stehen vier verschiedene Formulierungen des Kanons zur Wahl. Größere Unabhängigkeit der Kirchenpresse wird diskutiert. Der nichtkatholische Partner der „Mischehe“ muß nicht mehr zu Zugeständnissen gedrängt werden, die er gegen sein Gewissen gerichtet empfindet. Und die deutschen Bischöfe, wie auch die Bischöfe anderer Länder, haben in der Auseinandersetzung um die Geburtenkontrolle der Gewissensentscheidung der Ehepartner das letzte Wort zuerkannt. Beachtliche Wandlungen zeigen sich hier – aber sind dies, genau besehen, nicht eher nur kleine Eruptionen der neuen christlichen Freiheit? Ist nicht bedeutsamer ein unterströmiger Klimawechsel? Unsere Kirche erkennt sich als legitimen Raum, als angestammten Ort der Freiheit. Man kann nicht Christ sein, ohne sich zur Freiheit Jesu Christi zu bekennen. Sie bekundet: daß Gott, der uns nicht braucht und „nichts von uns hat“, keine Willkürlasten auf die Schultern des Menschen legt, daß er nichts will als, ganz banal, das Glück des Menschen. Seine Gebote haben nur das zum Ziel, daß der Mensch besser, tiefer, voller zu sich selber finde, in Gemeinschaft mit seinesgleichen. Paulus verkündet mit dem wunderbaren Wort von Gal 5, 1: „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“. Er hat befreit den Heiden von der Knechtschaft der Naturkräfte und Schicksalsmächte, denen er sich abergläubisch ausgeliefert wähnte. Er hat den Juden (und das ist der Vergleichsfall für die neue innerkirchliche Freiheit) befreit vom lastenden Ballast der tausendundeins Gesetze, Vorschriften, Weisungen, betreffend heilige Zeiten – Tage, Monate, Jahre, betreffend Speisen und Getränke (vgl. Gal 4, 10; Kol 2, 16–23). Wie sehr menschlich hat unsere Kirche solchem Religionswesen in Gesetzeswerk im Gang der Jahrhunderte Tribut gezollt, und wie notwendig ist der Rückruf in die Freiheit des Evangeliums!

Corruptio optimi pessima. Freiheit – Libertät und Liberalität – kann ausarten in Libertinismus. In Freidenkerei, „freies Leben“, „freie Liebe“. In Willkür, Ungebundenheit, in den Pharisäismus der eigenen Laune und des Eigensinns. Sie kann Manipulation werden. Auch Revolutionäre können recht repressiv sein. Das neutestamentliche Korrektiv gegen die Entartung christlich-paulinischer Freiheit gibt die Theologie des Matthäus von dem steilen Weg und der engen Tür, die zum Reich Gottes führen (Mt 7, 13f.); und der 1. Johannesbrief kontert das laxistische Mißverständnis des augustinischen „Ama et fac quod vis (Liebe – und tu, was du willst)“ mit dem unerbittlichen Kriterium der Liebe zu Gott: dem Halten seiner Gebote (1 Jo 5, 3). Aber wir können bei Paulus selber bleiben. Die Frohbotschaft des Galaterbriefs mahnt im selben Atemzug: „Ihr seid zur Freiheit berufen, Brüder – nur mißbraucht die Freiheit nicht als einen Anlaß zur Selbstsucht, sondern dient einander in Liebe. Denn das ganze Gesetz findet seine Erfüllung in dem einen Gebot: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!‘ Wenn ihr euch aber gegenseitig beißt und freßt, so seht zu, daß ihr euch nicht ganz verschlingt“ (Gal 5, 13). – Die Freiheit selber tendiert zur Gemeinschaft.

Mehr Gemeinschaft: das ist die zweite Koordinate zur Situationsorientierung. Auf allen Ebenen kirchlicher Leitung werden neue institutionelle Formen wirksamerer Gemeinsamkeit gesucht. Was die Bischofssynode (auf den nächsten Herbst zum zweiten Mal einberufen) für den Papst, sind Priester- und Seelsorgeräte für die Bischöfe², Gemeinderäte für die Pfarrer. Das Mitsprache- und Mitbestimmungsrecht der Laien wird ausgebaut. Vieles scheint hier leider noch mehr Hoffnung der Zukunft als Praxis der Gegenwart zu sein. Es geht darum, den Fachverstand einzuschleusen, der gegenüber den zunehmend schwieriger werdenden Fragen notwendig ist; denn ein Mann kann nur für eine Sache, nicht für 27 Dinge wirklich kompetent sein³. Es geht darum, daß Urteilsbildung und Wahrheitsfindung sich möglichst allseitig-umsichtig vollziehen, im Hin und Her des Dialogs, in der Auseinandersetzung der Diskussion. Von unten her „durchwachsen“, soll sich öffentliche Meinung in der Kirche bilden, die ihr Gewicht hat. Gemeinschaft ist nur möglich, wenn die Vielheit in der Einheit gewahrt wird, die Pluralität den Landessitten gemäßer liturgischer Riten, die Pluralität den kulturellen Traditionen entsprechender Auslegungen des Glaubens in Theologie und Verkündigung. – Der Zug

² Vgl.: ***, *Ratschlag an Bischöfe*, in: Wort und Wahrheit 23 (1968) 483–491.

³ P. Arrupe, *Christlicher Glaube und Missionstätigkeit* [Vortrag Rom 17. 4. 1968], in: Priester und Mission (1968), 223: „Haben nämlich die Priester und Ordensleute eine Standesgnade zum Predigen und Unterrichten, so haben sie auch – ich möchte fast sagen – eine große Standesgnade, sobald sie sich in technische und finanzielle Fragen einlassen. Jeder versuche das zu sein, was er sein soll.“

zur Gemeinschaft entspricht dem Wesen der Kirche. Sie ist Volk Gottes. Leib, dessen Glieder je ihre eigene, jeweils notwendige Funktion erfüllen. Wie eben einer fähig ist, zu lehren oder zu predigen, oder geeignet zur Leitung oder geneigt zu selbstlosem sozialem Dienst. Und kein Glied kann zum andern sagen – nicht Hand zum Fuß, nicht Auge zum Ohr –: Du bist nicht vornehm genug; du hast nichts zu vermelden. Vielmehr sollen die geringer scheinenden Dienste mit besonderer Ehre bedacht werden (1 Kor 2; Röm 12). Gott kennt kein Ansehen der Person. Die naturhaften oder geschichtlich gewordenen Unterschiede zwischen Menschen – ob Jude oder Heide, Griech oder Barbar, Mann oder Frau, Herr oder Sklave – sind in entscheidendem Sinn relativiert: vor Gott, dem einen Vater und Schöpfer aller; durch Jesus Christus, den einen Bruder und Erlöser aller (Gal 3, 28; Eph 2). Die aber zu einem Amt in der Kirche bestellt sind, sind „nicht die Herren eures Glaubens, sondern die Diener eurer Freude“ (2 Kor 1, 24).

Auch die neue Gemeinschaft in der Kirche ist von Gefahr bedroht. Sie kann entarten in Demokratismus, der Wahrheit schlechthin zur Funktion von Mehrheitsbeschlüssen degradiert (allerdings: ob ein Gremium eine Behauptung für genügend begründet erachtet, darüber *lässt* sich abstimmen!); oder der die Übertragung von Vollmacht durchweg von unten her bewerkstelligen möchte und so den Amtspriester zum Volksbeauftragten deklariert (daß dagegen die Empfänger der Vollmacht von oben durch Wahl von unten designiert werden, scheint biblisch und theologisch unbedenklich!). Gemeinsamkeit ist nicht Gleichmacherei. Sie ist kein Blankoscheck zum Untertauchen in Verantwortungsscheu. Gemeinschaft verweist ihrerseits zurück auf Freiheit in Verantwortung und Unterscheidung.

Mehr Freiheit – mehr Gemeinschaft: Muß das ein Plädoyer für Progressismus sein? Nein. Denn Freiheit und Gemeinschaft bedeuten Grundwerte des Christlichen, diesseits der Fronten. Man kann nicht Freiheit für sich und die eigenen Gesinnungsgegenossen beanspruchen und sie den anderen vorenthalten. Freiheit ist unteilbar. Voltaire sagte einem Gegner, er halte dessen Meinung zwar für falsch, jedoch für dessen Freiheit, sie zu äußern, werde er sich rädern oder vierteilen lassen oder dergleichen. Gemeinschaft gar fordert von ihrem Wesen her Rücksicht auf den Andersdenkenden, Anderswollenden; Umsicht in die Runde der Meinungen, Antriebe, Aufgaben. Auch war schon zu sehen, daß Freiheit (mit der Gefahr des Sich-Durchsetzens) und Gemeinschaft (mit der Gefahr, die Dinge treiben zu lassen wie eh und je) sich wechselweise korrigieren und gegen Korruption abschirmen. Wer aber die Gegenwerte zu Freiheit und Gemeinschaft, Selbstverantwortung und Unterscheidung auch für Werte hält, nämlich Ordnung, bindende Leitung, Gehorsam, Disziplin: dem ist nicht zu widersprechen; denn das *sind* Werte. Und selbst über die Frage der

Vorrangigkeit der einen Wertegruppe vor der anderen, hier und heute, wird man nicht mit Fanatismus rechten. Auch die Gegenmeinung, selbst wenn sie, rigoros vertreten, falsch wäre, kann eine nützliche, ja notwendige Ausgleichsfunktion ausüben. Wer wollte schon darauf beharren, alles ganz genau und unverbrüchlich zu wissen, ausschließlich vom lautersten Wollen getragen zu sein und eben für alles und jedes das Universalrezept und die Patentlösung in der Tasche zu haben! Gottes Herz ist größer als unser Herz; seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und seine Wege nicht unsere Wege (1 Jo 3, 20; Röm 11, 33 ff.). Gott schreibt auf krummen Linien gerade. Die Göttlichkeit Gottes stiftet und schafft, erträgt und bewahrt die Menschlichkeit, Allzumenschlichkeit des Menschen. Der Gott Jesu Christi stellt uns gehörig und heilsam in Senkel. Die einen und die anderen. Uns die Progressiven und uns die Konservativen. Nein, ein Plädoyer für eine von zwei Seiten war hier nicht zu halten. Trotzdem kann man mit guten Gründen davon überzeugt sein, es sei heute schöner, berechtigter und verpflichtender, katholisch zu sein, als es dies vor tausend Jahren oder vor hundert Jahren oder vor zehn Jahren war⁴.

Dieser Überzeugung allerdings scheint das weit verbreitete Unbehagen mit den Dingen, wie sie stehen und gehen in unserer Kirche, zu widersprechen. Ist dieses Unbehagen vielleicht, so ist zum Schluß zu fragen, ein Reiter-vom-Bodensee-Effekt? Die Ballade ist schnell resümiert: Der Reiter galoppiert in der Eile der Dämmerung über den zugefrorenen See, ohne gewahr zu werden, daß der Ritt über tödliche Abgründe geht. Am rettenden Ufer erst kommt ihm das zu Bewußtsein. Vom Schrecken gefällt, stürzt er tot zu Boden. Die Anwendung: Läßt uns etwa gerade der Aufbruch der Kirche zu neuem Leben, der uns froh machen sollte ob seiner Verheißungen, erschreckend die Augen aufgehen über die Größe der Gefahr, die hinter uns liegt und die bestand in der Immobilität der Traditionen und Institutionen? Ist die von daher uns überkommene Belastung der Grund für das grassierende Unbehagen? Aber – der Reiter vom Bodensee war schon am rettenden Ufer angelangt. *Sind wir es?* Und wäre der Bodenseereiter, so sei die Geschichte zurückgesponnen, mitten auf dem See sich der Gefahr bewußt geworden, hätte er, der der vergangenen Gefahr erschlaffend erlag, der gegenwärtigen Gefahr nicht alle Fasern des Lebenswillens, der Rettungshoffnung entgegengespannt? Das aber ist unsere Situation in der Kirche Jesu Christi heute. Wir sind mitten auf dem Weg. Zwischen Gefahr und Rettung. Die Gänse Kierkegaards *beginnen* ihre Flügel zu bewegen.

⁴ Vgl. W. Kern, „Gott wird von einer gläubigen und aufgeklärten Gesellschaft mehr verherrlicht ...“, in: GuL 38 (1965) 1–6.